Die Culturlüge in China.

Von K. Kautsky.

Es gibt wenige Gebiete der Politik, auf denen Illusion und Heuchelei eine so große Rolle spielen wie in der Colonialpolitik. Die Fremdartigkeit der Verhältnisse, mit denen man zu thun hat, begünstigt ungemein die Entstehung von Illusionen, die Entferntheit vom Mutterlande, die Unmöglichkeit einer genauen Controle erleichtert die Heuchelei, und die allen europäischen Anschauungen hohnsprechende Gemeinheit und Brutalität, die der feindliche Verkehr mit wehrlosen, tiefstehenden Völkerschaften zeitigt, machen es den Interessenten aufs Dringendste wünschenswerth, diesen abstoßenden Seiten ein anziehendes Mäntelchen umzuhängen, das sie verdeckt und das europäische Publikum blendet.

Zwei Arten von Heuchelei hat die überseeische Eroberungspolitik besonders entwickelt: Für die rückständigen Theile der europäischen Bevölkerung hat man das religiöse Mäntelchen zur Hand: man geht angeblich nach Afrika und China nicht, um deren Bewohner zu plündern und zu versclaven, sondern um ihnen das Evangelium zu predigen. Die Sendboten der neuen Lehre müssen aber geschützt werden, und daher ist es nothwendig, zu sengen und zu brennen, um den Eingebornen die Lust zu vertreiben, sich gegen die Religion der Liebe ablehnend zu verhalten.

Aber leider gibt es denn doch schon weite Volkskreise in Europa, denen das Christenthum sehr gleichgiltig ist und die der Ansicht sind, man solle jeden Menschen nach seiner Façon selig werden lassen. Für diese freier denkenden Elemente hat man eine andere Art Heuchelei in Bereitschaft: man erklärt ihnen, die Colonialpolitik sei das einzige Mittel, den barbarischen Völkern die Cultur zu bringen, gegen die sie sich in ihrem Unverstand sträuben. Die Barbaren seien verstockte, boshafte Kinder, die man nur durch äußerste Strenge zu einer höheren Culturstufe erziehen könne.

Diese Art Heuchelei imponirt Manchem, der sich von der religiösen mit Verachtung oder Gleichgiltigkeit abwendet. Bis in unsere Kreise hinein hat sie naive Leute gefunden, die sich von ihr gefangennehmen lassen.

Wie alle überseeischen Eroberungszüge hat auch die jüngste internationale Expedition nach China beide Arten von Heuchelei mobil gemacht, die uns getrennt von einander oder miteinander, wie es gerade paßt, servirt werden. Die religiöse berührt uns nicht weiter, aber die culturelle dürfte doch wohl noch einiger Beleuchtung werth sein. Freilich kann man sie von vornherein als nichtig kennzeichnen durch Hinweis auf das Hunnenthum ihrer Vertreter. Es ist einfach nicht wahr, daß die coloniale Eroberungspolitik das einzige Mittel ist, zurückgebliebene Völkerschaften der europäischen Cultur näher zu bringen, und ebenso ist es nicht wahr, daß das Hunnenthum der colonialen Eroberer nur eine zufällige Aeußerung mancher ihrer Elemente sei. Dieses Hunnenthum ist vielmehr eine nothwendige Folge jeder colonialen Eroberungspolitik, von Cortez und Pizarro bis auf Kitchener und Waldersee, und wer diese Politik will, muß ihre Greuelthaten mit in den Kauf nehmen.

Aber in China kommt noch eine andere, weniger einfache Frage in Betracht, und mit ihr allein wollen wir uns hier beschäftigen: Können wir den Chinesen überhaupt eine höhere Cultur bringen? Ist unsere Cultur der chinesischen überlegen?

Diese Frage kann nicht einfach mit Ja oder Nein beantwortet werden. Wenn wir sie den Kennern Chinas vorlegen, werden wir die verschiedensten Antworten erhalten. Die große Mehrzahl allerdings spricht sich für die Ueberlegenheit der europäischen Cultur aus, aber Manche, und darunter hervorragende Kenner Chinas, sprechen diesem die Palme zu. Und doch sind beide Richtungen dieser Kenner in den wesentlichsten Punkten, auf die es hier ankommt, einig.

Ihre Differenzen rühren zum größten Theil davon her, daß sie, wie man das in der Regel thut, die ganze Nation als ein einheitliches Ganzes betrachten. Aber jede höherstehende Nation besteht aus verschiedenen Classen, von

denen jede eine besondere Cultur aufweist. Nimmt man die ganze Nation als Einheit, so muß man die eine oder die andere Classe als Repräsentantin der Nation ansehen. Das Urtheil über die Culturhöhe der Nation wird dann verschieden ausfallen, selbst bei völlig übereinstimmender Auffassung der Thatsachen, je nachdem man die eine oder die andere Classe als Nation betrachtet.

Jene beiden Classen des chinesischen Volkes, die dem Europäer am ehesten in die Augen fallen, sowohl in China selbst wie im Auslande, sind sein städtisches Proletariat und seine Beamtenschaft.

Daß das Lumpenproletariat der chinesischen Hafenstädte tief unter dem europäischen Proletariat steht, an Bedürfnißlosigkeit, Schmutz und ekelhaften Gewohnheiten, aber auch an Gefügigkeit und Unermüdlichkeit die tiefststehenden und am meisten versclavtesten Proletarier Europas übertrifft, ist kein Zweifel. Aber so absolut groß seine Ausdehnung in einigen Hafenstädten ist, so bleibt sie doch im Verhältniß zu der Gesammtmasse des Volkes höchst geringfügig. Das Proletariat ist in China im Allgemeinen noch kein socialer Factor von Bedeutung und man thut sehr Unrecht, das arbeitende Volk des Himmlischen Reiches nach diesen Proletariern zu beurtheilen.

Auf der anderen Seite stehen die „Gebildeten" des Landes, vor Allem seine Beamten. Daß ihre Bildung und ihre Wissenschaft eine wirklich verknöcherte, verzopfte, im gewöhnlichen Sinne des Wortes chinesische ist, daran kann man auch nicht zweifeln. Die europäische Wissenschaft steht thurmhoch über der chinesischen, und die Kunst der Chinesen hat ebenfalls nicht jene Höhe erklommen wie bei uns.

Kunst und Wissenschaft Chinas haben ein gemeinsames Unterscheidungsmerkmal: Sie bezeugen ein großes Verständniß, eine scharfe Beobachtung und getreue Wiedergabe der einzelnen Dinge, aber völlige Verständnißlosigkeit für das Wie und Warum ihrer Zusammenhänge. Ihren Bildern fehlt der Mittelpunkt, um den sich die einzelnen Gestalten gruppiren, auf den sie sich beziehen, und es fehlt ihnen die Perspective. Ihre Wissenschaft ist bloße Registrirung und Classificirung einzelner Thatsachen, ihre Philosophie eine Sammlung von Lehren der Lebensklugheit, die der Einzelne aus persönlichen Erfahrungen ohne jedes methodische Forschen ableiten kann.

Allerdings dürfen wir uns nicht überheben. Der philosophische Geist ist auch unter den Gebildeten Europas nur schwach vertreten, die Mehrzahl unserer Gelehrten, von den durchschnittlichen Gebildeten gar nicht zu reden, ist nur durch die wissenschaftliche Technik, nicht aber durch den Forschungsgeist den Chinesen überlegen, geht über das Zusammentragen und Ordnen von Einzelthatsachen nicht hinaus. Immerhin, die geistige Höhe, welche die auserlesenen Geister der westlichen Cultur schon vor mehr als zwei, fast drei Jahrtausenden in Kleinasien und Griechenland erreicht, das Forschen nach den letzten Ursachen der Dinge, ist selbst den weisesten der Chinesen versagt geblieben.

Aber das Bild von unserer culturellen Ueberlegenheit ändert sich, wenn wir nicht die Höhen und Tiefen der chinesischen Nation, sondern ihre Mittelschicht ins Auge fassen, welche die ungeheuere Mehrheit der Bevölkerung ausmacht, den selbstständigen kleinen Handwerker und vor Allem den Kleinbauern.

Als einen der besten Maßstäbe der Ausdehnung der Cultur in einem civilisirten Volke betrachtet man die Verbreitung der Fertigkeit des Lesens und Schreibens. Die chinesische Schrift ist eine ungemein schwierige und complicirte, da sie nicht für jeden Laut, sondern für jeden Begriff ein besonderes Zeichen hat. Statt 25 Schriftzeichen kennt sie an 100.000, von denen 2000 bis 3000 im gewöhnlichen Verkehr allgemein gebraucht werden. Die chinesische Methode des Lesenlernens soll dabei das Denken der Kinder weit mehr entwickeln als die europäische, da sie mit dem Lesen der Begriffszeichen auch das Verständniß der Begriffe selbst lernen müssen. Wohl besteht keine Schulpflicht, ja es gibt keine öffentlichen Schulen. Aber der Respect vor der Bildung ist so groß, daß Jedermann es für seine heiligste Pflicht hält, seinen Kindern den nöthigen Unterricht zutheil werden zu lassen. An freien, privaten Schulen ist kein Mangel, es ist aber auch sehr gewöhnlich, daß eine große Hausgenossenschaft einen Lehrer für ihre Kinder hält und eine Familienbibliothek im Ahnentempel einrichtet.

Nicht bloß lesen und schreiben, sondern auch rechnen und zeichnen kann fast jeder Chinese, die Meisten verstehen ein musikalisches Instrument zu handhaben, und wenn die bildende Kunst der Chinesen nicht die Höhe der europäischen erklommen, keinen Rafael, Rembrandt, Böcklin hervorgebracht hat, so ist das Verständniß für ihre decorative Seite im chinesischen Volke allgemein verbreitet. Dabei herrscht auch unter Taglöhnern und Bauern das Streben nach verfeinerten Verkehrsformen.

Notabene, das gilt Alles von der Bevölkerung des flachen Landes und der Binnenstädte, nicht von den Hafenstädten, in denen sich der Abschaum des ganzen Reiches zusammendrängt.

Hand in Hand mit allgemeiner Volksbildung geht ein hohes Maß politischer Freiheit. Wohl ist China ein despotisch regierter Staat ohne eine gesetzgebende Versammlung. Aber der monarchischen Zentralgewalt stehen so gut wie gar keine Machtmittel zur Verfügung. Die stehende Armee betrug bis vor Kurzem etwa 100.000 Mann, die in der Bevölkerung von 400 Millionen völlig verschwanden. Die Zahl der Staatsbeamten beträgt nur 25.000 bis 30.000. Das ganze soziale Leben spielt sich in familialen, communalen und zünftigen Organisationen ab, die sich selbst

verwalten und ihre eigene Gerichtsbarkeit haben. Nur die schwersten Verbrechen kommen vor die staatlichen Richter. Die Kosten der Staatsverwaltung sind denn auch äußerst geringfügig und dementsprechend die Steuern nicht der Rede werth.

Dabei herrscht allgemeine Religionsfreiheit; es gibt keine Staatsreligion, Jeder kann glauben, was er will, kein Staatsbeamter wird nach seiner Religion gefragt. Die Presse ist völlig frei, der Kobies bildet ein Merkmal nicht der chinesischen, sondern der europäischen Cultur. Ebenso kann man sich in China versammeln und Vereine gründen, ganz nach Belieben, ohne vorherige Anzeige bei der Polizei und ohne behördliche Genehmigung. Nirgends ist daher das Vereinswesen mehr entwickelt als in China, und nirgends haben die Vereine größere Macht, indeß gleichzeitig nirgends die Regierung machtloser ist.

Fügen wir zu alledem noch hinzu, daß es in China keinen Großgrundbesitz und keine erbliche Aristokratie von Bedeutung gibt. Der Geburtsadel hat, außer bei Hofe, nichts zu sagen. Die Staatsverwaltung ist in den Händen der Gelehrten und Jedermann zugänglich, der die erforderlichen Prüfungen ablegt, welches auch immer seine Abstammung sei.

Ein Volk von 400 Millionen ohne Bildungsmonopol, ohne Junkerthum, ohne Militarismus, ohne Staatsclerus, mit nur wenigen staatlichen Beamten, ohne Steuerdruck, ohne Censur, ohne behördliche Bevormundung der Versammlungen, Vereine und Communen — ein derartiges Volk muß unseren europäischen Chinesen natürlich als höchst barbarisch erscheinen, das der europäischen Cultur dringend bedarf. Wir, die „rothen Barbaren", sind allerdings eher der Ansicht, daß uns ein gut Stück chinesischer Cultur sehr noth thäte und daß wir recht wenig Veranlassung haben, mit der unseren sehr dick zu thun.

Rußland mit seinen Millionen von Analphabeten, seinem Militarismus, seinem Beamten- und Pfaffenheer, seiner Erstickung jeder freien Regung steht tief unter dem chinesischen Reich, und es zeugt von großer Unverschämtheit oder bodenloser Unwissenheit, wenn dieselben Mächte, die vor der russischen Knute kriechen, sich mit ihrer culturellen Mission in China brüsten.

Wenn uns an demokratischer Cultur, an allgemeiner Verbreitung der Cultur im Volke China über ist, so ist ihm freilich Europa in der Cultur einer Geistesaristokratie überlegen. Wollte es also Cultur nach China bringen, dann mußte es seine Wissenschaft dorthin verpflanzen. Das ist aber nicht jene Seite der europäischen Cultur, die den Chinesen gebracht wurde.

Allerdings, eine Zeitlang schien es, als sollte die Europäisirung durch die Verpflanzung europäischer Wissenschaft nach China erfolgen. Es waren die Jesuiten, welche diesen Weg einschlugen. Dieser Orden ist bisher die einzige europäische Macht gewesen, die eine vernünftige Colonialpolitik zu treiben vermochte. Er ging unter die Wilden und Barbaren, um Macht und Reichthum zu erlangen, wie die anderen Colonialmächte auch; aber er verfügte über keine kriegerischen Machtmittel, er mußte durch seine überlegene Schlauheit und Intelligenz das Vertrauen der Bewohner in den Colonien zu erringen trachten; seine Ziele waren dabei höhere als die der augenblicklichen, individuellen Bereicherung, die den Capitalisten in den Colonien leitet; seine Ziele gingen auf Stärkung und dauernde Bereicherung des Ordens, der das Individuum überlebte; er nützte daher die Machtstellung, die er gewonnen, nicht dazu aus, die eingeborene Bevölkerung zu plündern und zu vernichten, sondern dazu, ihre Arbeit ertragsfähiger zu machen; endlich aber war er an Intelligenz, weitem Blick und Anpassungsfähigkeit allen anderen katholischen Orden weit überlegen, die in unduldsamem Eifer gegen Alles wütheten, das sich nicht blind vor ihrem geistlosen Formelkram beugte. So standen die Jesuiten hoch über den drei Mächten, die ehedem wie heute Colonialpolitik machten, den kriegerischen Abenteurern, kapitalistischen Speculanten und den pfäffischen Missionären, und so waren sie zu einer Colonialpolitik fähig, wie sie seitdem in der kapitalistischen Welt unmöglich geworden ist — unmöglich auch für die Jesuiten selbst, die längst von der Höhe herabgestiegen sind, die sie im 17. und 18. Jahrhundert erklommen hatten. Damals waren ihre colonialen Erfolge glänzende. In Amerika waren sie die Einzigen, die die Indianer nicht ausrotteten, sondern zu einer höheren Cultur erzogen, und so wurden sie auch die einzigen Europäer, die den Chinesen zu imponiren verstanden.

Die ersten Europäer, die auf dem Seewege nach China kamen und dauernde Handelsbeziehungen mit dem „Himmlischen Reiche" anknüpften, waren die Portugiesen. 1517 landete zum erstenmale eines ihrer Schiffe im Perlflusse. Sie gründeten eine Niederlassung in Ning-po. „Allein ihre Bewohner waren großentheils rohe Abenteurer, welche von vorneherein den durch ihre Sanftmuth ausgezeichneten Bewohnern von Ning-po den ungünstigsten Begriff von dem Charakter ihrer neuen Handelsfreunde beibrachten ... Dazu kamen vielfache Betrügereien." Die Empörung gegen sie wuchs, sie wurden vertrieben. (1542 oder 1545. Vgl. Richthofen, China. 1877. I., S. 647)

Rohheit und Gaunerei, das waren die ersten Ergebnisse europäischer Cultur, welche die Chinesen kennen lernten.

Die Portugiesen kamen bald wieder, ihnen folgten Holländer und Engländer, aber ihr Handel mußte sich auf zwei Hafenstädte beschränken, Macao und Canton.

Weiter ins Land kamen die Missionäre, vor Allen die Jesuiten, die gleich nach der Gründung

ihres Ordens (1540) ihre Augen auf China geworfen hatten, wo sie zu Ende des 16. Jahrhunderts festen Fuß faßten.

Die kriegerische Technik Europas stand damals noch nicht so hoch, daß die Europäer das riesige Ostreich mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen hätten einschüchtern können, und weder die gierigen Händler, noch die gewöhnlichen Missionäre standen geistig hoch genug, die Achtung der Chinesen zu erringen.

Den Jesuiten gelang es. Sie vermieden es sorgfältig, gegen die religiösen Anschauungen der Chinesen zu eifern, überließen sie zunächst ihrem Glauben und machten sich nützlich, indem sie den Chinesen Kenntnisse brachten, welche diese selbst noch nicht hatten. Ihre gelehrtesten Köpfe, (und ihre Gelehrsamkeit war damals eine bedeutende) sandten sie nach China und gelangten dadurch bei den Gebildeten und bei dem Hofe selbst zu größtem Ansehen, sie wurden Vertraute und Erzieher der Kaiser.

Matteo Ricci, der 1581 nach China kam, erklärte, die Verehrung des Confucius und der Ahnencult vertrügen sich sehr gut mit der christlichen Religion. Diese Auffassung wurde für den ganzen Orden maßgebend. Der aus Köln stammende Jesuit Schaal erhielt den Auftrag, den Kalender zu verbessern. Er wurde Präsident des Tribunals der Astronomie. Der erste Kaiser der Mandschudynastie ward sein Schüler. Eine Reihe christlicher Gemeinden erstand, Kirchen wurden gebaut, bei Hofe zählten die Jesuiten zahlreiche Anhänger.

Aber ihre glänzenden Erfolge erweckten den Neid concurrirender Orden, deren Propaganda weniger glücklich war. Die Dominicaner und Franciscaner, die seit 1630 in China zu wirken versuchten, denuncirten sie beim Papste, der ihre Art der Propaganda verurtheilte und von ihnen dieselbe Unduldsamkeit gegen die religiösen Gewohnheiten der Chinesen verlangte, welche die anderen Missionäre an den Tag legten. „Die Jesuiten in China nahmen diesen Befehl des Papstes mit Ehrfurcht an und legten ihn mit Verachtung bei Seite." (Richthofen.) Sie fuhren in ihrer alten Weise fort, zu wirken. Darüber kam es zwischen ihnen und den übrigen katholischen Missionären in China in den letzten Jahrzehnten des 17. und den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu endlosem Krakehl, der oft zu den skandalösesten Scenen führte. Die Jesuiten, auf die kaiserliche Macht gestützt, ließen ihnen feindliche Missionäre, selbst päpstliche Legaten, verhaften. Der Papst rächte sich dafür und erließ Edicte gegen den Kaiser.

Schließlich wurden die wüthenden Religionsstänkereien den Chinesen zu toll. Sie mußten dadurch umso mehr angewidert werden, als ihnen der Satz, daß Religion Privatsache, in Fleisch und Blut übergegangen ist, und bei ihnen Bekenner der verschiedensten Religionen und gar keiner Religion friedlich neben einander wohnen. Gerade wegen ihrer religiösen Toleranz wurde ihnen das Christenthum verhaßt durch die Intoleranz seiner Bekenner, und daher verjagten sie endlich (1724) die Missionäre. Die Jesuiten behaupteten sich noch eine Zeitlang, aber bald begann in Europa selbst ihr geistiger Niedergang, und sie zeigten sich schließlich außer Stande, mit ihren Feinden in Europa fertig zu werden. Infolge dessen verloren sie auch ihr Ansehen und ihre Bedeutung in China.

Der kirchliche Zank, das war die zweite Eigenthümlichkeit europäischer Cultur, welche die Chinesen kennen lernten.

Die weltlichen Colonialmächte hatten im 18. Jahrhundert und im Anfang des 19. nicht die Kraft gehabt, sich viel um China zu kümmern; Spanien, Portugal verkamen, nicht zum Wenigsten infolge des Bleigewichtes ihrer Colonien; England und Frankreich aber waren in Ostindien und Amerika und in gegenseitigen Kämpfen bis zum Ende der napoleonischen Aera vollauf beschäftigt.

Erst nach diesen begann England seine Augen auf China zu werfen und den Handel dahin zu begünstigen, namentlich den Opiumhandel.

Es ist auch eine der Eigenthümlichkeiten der europäischen Cultur, welche die chinesische nicht kennt, daß die Regierungen eine ihrer Haupteinnahmen aus der Vergiftung der Völker ziehen. Der Schnaps ist überall in Europa ein sehr vornehmes Steuerobject. In Ostindien und Ostasien tritt an Stelle des Schnapses das noch verderblichere Opium, und dementsprechend hat denn auch das so aufgeklärte, socialreformerische England aus der Opiumfabrikation und dem Opiumhandel ein Staatsmonopol gemacht, an dem es bis heute hartnäckig festhält. Als bester Markt für diese Waare bietet sich aber das Vierhundertmillionenreich dar.

Schon in den letzten Jahrzenten des vorigen Jahrhunderts hatte die ostindische Compagnie Opium nach China importirt. Die chinesische Regierung huldigte jedoch nicht so aufgeklärten Grundsätzen wie die Vertreter unserer Civilisation, und verbot, als die Verbreitung des Opiumgiftes zu große Dimensionen annahm, dessen Einfuhr (1820). Das genirte unsere Culturträger jedoch nicht, sie fügten nun zu der systematischen Vergiftung noch den systematischen Schmuggel hinzu, der in großartigem Maßstabe betrieben wurde. Alle Beschwerden der chinesischen Regierung waren vergebens, so daß diese schließlich sich zu der unerhörten Barbarei verstieg, das zur Einschmuggelung bestimmte Gift, das sich auf den englischen Schiffen in Canton befand, zu confisciren und ins Meer zu werfen (1839.) Von dem Umfange des Schmuggels kann man sich eine Idee machen, wenn man erfährt, daß damals 20.000 Kisten im Werthe von 50 Millionen Mark vernichtet wurden.

Diese Unthat forderte natürlich blutige Rache. Die Kanonen der englischen Kriegsschiffe bewiesen den Chinesen die Uebermacht der westlichen Cultur. Die Opiumeinfuhr mußte frei-

gegeben, fünf Häfen dem Ausland geöffnet und Hongkong an die Engländer abgetreten werden.

Die Vergiftung des Volkes aus Habsucht, das war die dritte Seite europäischer Cultur, welche die Chinesen kennen lernten.

Dank Europa hat diese Vergiftung seitdem enorme Fortschritte in China gemacht. Der Werth des Exports aus Indien (fast ganz nach China) betrug von 1830 bis 1847 durchschnittlich im Jahre 94 Millionen Kronen, im nächsten Jahrzehnt schon das Doppelte, 1879 über 250 Millionen. Von da an hat die Ausfuhr wieder nachgelassen, nicht aber der Consum in China. Die nothwendige Folge der freien Einfuhr war die, daß es unmöglich wurde, die Opiumfabrikation in China selbst, die früher verboten gewesen, zu hemmen. 1869 wurde sie freigegeben, und jetzt sind Tausende von Hektaren mit Mohn zur Opiumfabrikation bepflanzt, und die Engländer fangen über die chinesische Concurrenz zu jammern an.

Man sieht, etwas hat China doch von der europäischen Cultur angenommen.

Wie mit dem Opium, wird es uns mit unseren Industrieproducten ergehen, sobald wir sie in Massen auf den chinesischen Markt werfen: die Chinesen werden anfangen, sie selbst zu produciren.

Bald sollten die Chinesen noch eine neue Seite europäischer Cultur kennen lernen. Der industrielle Capitalismus, der auf der Lohnarbeit beruht, steht der Sclavenarbeit verständnißlos, ja sehr oft feindselig gegenüber. Dagegen konnte der landwirthschaftliche Großbetrieb unter der Waarenproduction bisher ohne Zwangsarbeit, sei es nun Sclavenarbeit oder Frohnarbeit, nicht gedeihen. Je mehr der industrielle Capitalismus in England, Frankreich, Amerika sich entwickelte und sein Gegensatz zu dem feudalen oder sclavenhaltenden Großgrundbesitz zu Hause und in den Colonien wuchs, desto mehr drängte er die Sclaverei zurück. Der Sclavenhandel wurde verboten (in England 1806), und da dies nicht viel half, sondern zum Sclavenschmuggel führte, die Sclavenwirthschaft selbst unterdrückt (in den englischen Colonien 1838, in den französischen 1848).

Gerade um diese Zeit wurden die Pforten des Himmlischen Reiches von den englischen Kanonen eingeschossen und dem freien Handel eröffnet. Dort fanden nun die ihrer Sclaven beraubten amerikanischen Pflanzer das, was sie suchten: billige und willige Arbeitskräfte, die chinesischen Proletarier und Lumpenproletarier. An Stelle der Kaufsclaverei setzte man die Contractsclaverei, und die Einfuhr des Opiumgiftes wurde nun in lieblicher Weise ergänzt durch die Ausfuhr von Menschenfleisch.

Der Verfasser dieser Zeilen schrieb darüber schon 1883: „Die Waare war billig zu erwerben, entweder durch Gewalt oder durch List. Der Chinese ist ja in China dem Europäer gegenüber vogelfrei, dank der vortrefflichen Einrichtung, nach welcher der Letztere nicht den einheimischen, sondern den Consulargerichten untersteht, bei denen die eigenen Landsleute gegenüber den Chinesen natürlich immer Recht behalten. Welche grauenhaften Verhältnisse sich unter diesem System entwickeln, möge ein Vorfall lehren, den der amerikanische Gelehrte Pumpelly in Shanghai erlebte. Ein Dampfer macht eine Spazierfahrt auf dem Wusungflusse, besetzt mit den auserlesensten Vertretern der europäischen Colonie dieser Stadt, darunter auch Pumpelly. Unterwegs begegnete man einem mit Ziegeln schwer beladenen Fährboot, bemannt mit vier Chinesen, denen es trotz aller Anstrengung nicht gelang, das Fahrzeug völlig aus der Fahrbahn des Dampfers zu bringen. Der Lootse fragte daher: „Soll der Dampfer halten?" „Nein," rief der Capitän, „vorwärts!" und der Dampfer ging über das Fahrboot hinweg. Als Pumpelly über Bord schaute, sah er vom Schiff und den Schiffern nichts als einen Chinesen, der regungslos auf dem Wasser schwamm. Die einzige Besorgniß, die der Zwischenfall bei den Insassen des Dampfers hervorrief, war die, ob der Radkasten beschädigt sei. Da sich's herausstellte, daß das nicht der Fall, erlitt das Vergnügen der „guten" Gesellschaft nicht die geringste Störung.

„Wo derlei zu den alltäglichen Vorkommnissen bei den Spazierfahrten gehört, kann man sich denken, wie es um die Sicherheit der Chinesen gegenüber der Gewinnsucht aussieht. Gewaltsam geraubt oder durch betrügerische Vorspiegelungen zur Annahme eines verpflichtenden Handgeldes, gewöhnlich in betrunkenem Zustande, verführt, brachte man Schaaren chinesischer Arbeiter in den europäischen Ansiedelungen an der chinesischen Küste zusammen. Zuletzt war der ganze Menschenhandel in der portugiesischen Colonie Macao concentrirt, wie überhaupt die portugiesische Colonialgeschichte den traurigen Ruhm genießt, allen anderen an Schändlichkeit weit voran zu stehen. Hier mußten sie, halb gezwungen, halb ohne zu wissen, was sie thaten, einen Contract unterzeichnen, der sie zu willenlosen Sclaven stempelte. Dann wurden sie an ihren Bestimmungsort verschifft. Wie bei den Sclavenschiffen, galt es auch hier, zur möglichsten Verringerung der Transportkosten möglichst viel Menschenfleisch in einem möglichst kleinen Raum zusammenzupressen. Die Kost war natürlich elend, kein Wunder, daß die Sterblichkeitsziffer an Bord der Kulischiffe entsetzlich war. Von 1847—1866 gingen allein nach Cuba 85.768 Chinesen auf 211 Schiffen — es kamen also mehr als 400 auf ein Schiff. Von diesen starben auf der Ueberfahrt nicht weniger als 11.209! Auf dem peruanischen Schiff „Cora" starben während einer Ueberfahrt infolge schlechten Wassers von 292 Chinesen 117! Und das Schicksal derjenigen, die so glücklich waren, ihren Bestimmungsort zu erreichen? Unerbittlich bestanden da die Behörden auf der Durchführung

des Contracts, den der Chinese unterzeichnet hatte, oft ohne ihn lesen zu können, immer in einer Zwangslage befindlich . . . .

„Wohl dauert dieser Contract dem Namen nach nur eine gewisse Anzahl von Jahren, aber es war dafür gesorgt, daß der Kuli nach Ablauf des Contracts das Passagegeld zur Heimfahrt nicht hatte und gezwungen war, sich einer neuen Contractsclaverei zu unterziehen, wenn er die furchtbaren Mißhandlungen der ersten überlebt haben sollte. Von den oben erwähnten 85.768 nach Cuba transportirten Kulis überlebten nicht 10 Percent die achtjährige Contractzeit und nur 2 Percent kehrten heim. Von 1000 für den Bau der Panamaeisenbahn eingeführten Kulis starben 800 während eines Jahres. Von 173.666 nach Westindien verkauften Chinesen sahen binnen 22 Jahren nur 3879 die Heimat wieder, und diese waren früher bemittelte Leute gewesen." („Neue Zeit", 1883, S. 395 bis 397.)

Menschenraub und Menschenhandel, das war also die nächste Culturblüthe, welche die Europäer nach China verpflanzten.

Fast gleichzeitig damit kam aber auch wieder die christliche Mission. Diese ihre zweite Auflage von 1840 bis heute ist aber von ihrer ersten im 17. und 18. Jahrhundert wesentlich verschieden. Damals kamen die christlichen Sendboten ohne alle physische Machtmittel. Das Einzige, womit sie den Chinesen überlegen sein konnten, war ihre Wissenschaft, und nur diejenigen, die gebildet genug waren, sich den Gelehrtesten der Chinesen überlegen zu zeigen, zugleich aber klug genug, Land und Leute zu studiren, zu begreifen, sich ihnen anzupassen, konnten Erfolg haben; diesen gewannen sie aber gerade bei den gelehrtesten Kreisen Chinas am ehesten. Es war die herrschende Gelehrtenkaste Chinas, welche die Jesuiten gewonnen hatten.

Jetzt, seit 1840, kommen die Missionäre unter dem Schutz der Kanonen, sie fühlen sich nicht als Fremdlinge, welche um die Gastfreundschaft des Volkes bitten, sondern als Theil einer erobernden Macht. Sie treten nicht bescheiden, sondern anmaßend auf, verlangen nicht Duldung, sondern Privilegien, sie studiren nicht das Volk, passen sich ihm nicht an, sondern verletzen in der provocirendsten Weise seine zartesten Empfindungen, namentlich den Familiensinn, der bei den Chinesen so hoch entwickelt ist.

Mit der wissenschaftlichen Befähigung der christlichen Organisationen ist es allenthalben seit dem 17. Jahrhundert bergab gegangen, ihre Vertreter stehen mit der Wissenschaft auf einem weit schlechteren Fuße als vor 200 bis 300 Jahren. Namentlich gilt das von den Jesuiten. Aber nicht genug damit. Da die heutigen Missionäre in China sich auf Krupp's gesammelte Werke stützen können, hält man es nicht mehr für nothwendig, daß sie den Chinesen auch durch ihr Wissen imponiren. Sandten die Jesuiten ehedem ihre besten Köpfe nach China, so sind die christlichen Organisationen jetzt weniger wählerisch. Schneidigkeit scheint heute auch für einen Missionär in China als die nothwendigste Eigenschaft zu gelten.

Daraus folgt aber, daß die heutigen Missionäre den gebildeten Chinesen nicht im Geringsten imponiren. Es ist der Abschaum des Volkes, der sich jetzt am ehesten dem Christenthum ergibt, und zwar aus sehr guten Gründen. Denn dadurch erlangt er den Schutz der Missionäre, die wieder unter dem Schutz ihrer Gesandten stehen; er steht über dem Gesetz und fühlt sich vor jeder Strafe sicher.

Die beste Charakterisirung der heutigen Chinesenchristen bildet die Thatsache, daß die Europäer in China, Kaufleute, Consulen, Gesandte, darauf achten, daß sich unter ihren chinesischen Dienern keine Christen befinden, da diese zu eigenthumsgefährliche Gesellen sind.

Man kann sich denken, mit welchem Haß und welcher Verachtung die Masse des Volkes auf eine Religion herabsieht, die für sich Privilegien fordert, während die einheimischen Religionen keine besitzen, die ihre Privilegien dazu benützt, verlumpte Existenzen an sich zu locken und den Landesgesetzen zu entziehen, und die gleichzeitig in rohester und herausforderndster Weise die heiligsten Gefühle der Bevölkerung in den Staub tritt.

Hier sei nur ein Beispiel erwähnt, das gleichzeitig einem weitverbreiteten Irrthum entgegentritt. Allgemein herrscht die Ansicht, daß die Aussetzung von Kindern in China eine sehr gewöhnliche und gesetzlich anerkannte Einrichtung sei. Einer der besten Kenner Chinas, dem wir höchst werthvolle Aufschlüsse über dieses Land verdanken, der französische Consul G. E. Simon, der zehn Jahre in China wohnte, nicht bloß in der einen oder anderen Hafenstadt, sondern der das ganze Land bereiste, den keine capitalistischen, chauvinistischen oder religiösen Interessen von den Landesbewohnern trennten, der mit allen Classen in freundschaftlichsten Verkehr trat, erklärt diese Anschauung für eine Legende, basirend auf elenden Verleumdungen, die aber der katholischen Waisenhausstiftung in China (Sainte Enfance) 5 bis 6 Millionen im Jahre eintrage, und auf die zu verzichten daher allzu schwer falle. (La Cité chinoise, 1887, pag. 23.)

In Wirklichkeit hängt der Chinese aufs Zärtlichste an seinen Kindern, und er trennt sich von ihnen nur in den Fällen äußerster Noth. In einem solchen Fall übergibt er sein Kind einem der zahlreichen und gutdotirten Waisenhäuser, um es wieder zurückzunehmen, wenn sein Nothstand behoben ist. Mit diesen chinesischen religionslosen Waisenhäusern traten nun mit der Entwicklung des christlichen Missionswesens katholische Waisenhäuser in Concurrenz. Aber sie unterscheiden sich darin von den chinesischen, daß sie die ihnen übergebenen Kinder, sobald sie einmal getauft, den „heidnischen" Eltern nicht mehr wieder geben, wenn diese sie

zurückverlangen. Daß daraus nur zu leicht die schlimmsten Unruhen entstehen, ist natürlich. Zu solchen kam es zum Beispiel 1870 in Tientsin. Die Ueberschwemmung des gelben Flusses hatte viele Familien ins größte Elend gestürzt; um ihre Kinder vor dem Hungertode zu schützen, brachten sie sie in die Waisenhäuser der Stadt, darunter auch das katholische. Als der Nothstand vorbei war, kamen die Eltern und forderten ihre Kinder zurück. Die katholischen Waisenhausväter verweigerten sie ihnen, und die Menge, durch diese Unmenschlichkeit in wahnsinnige Wuth versetzt, holte nun die Kleinen mit Gewalt und erschlug diejenigen, die sie von ihren Kindern fernhalten wollten.

Damals war noch nicht die famose Mode aufgekommen, aus erschlagenen Missionären Stadtpachtungen und Eisenbahnconcessionen herauszuschlagen, aber an moralischer Entrüstung in Europa über die blutdürstigen chinesischen Barbaren fehlte es nicht. Man bedachte nicht, wie viel an europäischer Barbarei dem Massacre vorhergegangen.

Dieser Ueberblick über die bisherigen Leistungen Europas in China, wie flüchtig er auch ist, dürfte genügen, zu zeigen, welcher Art die Cultur ist, die Europa in China verbreitet. Die neueren Hunnenthaten, die dieses Gemälde so harmonisch abschließen, sind zu bekannt, als daß sie noch besonders hervorzuheben wären.

Die Vertreter der europäischen Cultur in China, das sind dieselben Classen, die wir in Europa als die größten Feinde des culturellen Fortschrittes bekämpfen, Pfaff, Soldat und Capital. Zuerst pfäffischer Zank und dann pfäffische Ueberhebung, Völkervergiftung und Menschenhandel aus Gewinnsucht, eine unausgesetzte Kette von Rohheiten und Gemeinheiten, das ist es, was unsere Vertreter hinübergebracht haben.

Gilt das aber vielleicht bloß für die Anfänge der Berührung der chinesischen mit unserer Cultur? Wenn diese Berührung enger wird, müssen schließlich nicht auch die erhabeneren Seiten unserer Cultur nach China dringen?

Dazu sind die Aussichten sehr gering. Die Entwicklung Chinas kann nach zwei Richtungen vor sich gehen: Entweder ermannt sich die Regierung, reformirt ihr Reich und macht es widerstandsfähig gegenüber Europa. Aber dieser letztere Zweck zeigt schon, worin die Reformen bestehen werden, darin, worin sie in der Türkei bestehen, in der Schaffung einer starken Armee. China würde den Militarismus zu kosten kriegen. Das bedeutet aber auch Staatsschulden und Steuerdruck. Der Steuerdruck macht wieder ein zahlreiches Beamten- und Polizistenheer nothwendig, welche der Bevölkerung das Nothwendigste erpressen. Die Machtmittel der Regierung nicht nur nach außen, sondern auch nach innen steigen, indessen gleichzeitig ein scharfer Gegensatz zwischen Volk und Regierung auftaucht. Das Volk wird sich der Presse und der Vereine und Versammlungen bedienen, um die Regierung anzugreifen, diese wird ihre Machtmittel benützen, um die Presse zu knebeln und die Vereine zu sprengen. Gleichzeitig wird aber infolge des Steuerdrucks das Volk verarmen, auf den Feldern wird Raubwirthschaft eintreten, Hungersnoth und Seuchen werden sich einstellen.

Nicht anders wird die Entwicklung sein, wenn es der chinesischen Regierung nicht gelingt, was das Wahrscheinlichere, sich zu Kraft und Selbstständigkeit aufzuraffen. Dann wird China unter fremde Botmäßigkeit fallen, und fremde Mächte werden Steuerdruck, Beamtenallmacht, politische Unterdrückung, Hungersnoth und Pauperismus in China verbreiten und die Lage durch den Stachel der Fremdherrschaft für das chinesische Volk noch unerträglicher machen. China hat die Aussicht, eine riesige Türkei oder ein riesiges Irland zu werden.

Seine einzige Möglichkeit, diesem Schicksal zu entgehen, liegt in dem urwüchsigen Freiheitsdrang und der Widerstandsfähigkeit seiner Bewohner, nicht aber in der höheren Cultur, die Europa ihm angeblich bringt. Diese Culturlüge ist im Allgemeinen sehr lächerlich und heuchlerisch. Aber nirgends zeigt sie sich abgeschmackter und widerlicher als in China.

Gedankensplitter.

Das Alterthum gab seinen Umstürzlern den Schierlingsbecher; das gab glatte und reinliche Arbeit und alle Welt sah, daß der Staat sich einen gefährlichen Menschen in Form Rechtens vom Halse geschafft hatte. Heute läßt man die gefährlichen Leute verhungern. Die Welt merkt es nicht und sagt: Der Lump ist lieber verhungert, als daß er gearbeitet hätte.

* * *

Stehlen heißt es, wenn es unter hundert Mark ist.

* * *